

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 52

Samstag, den 25. Dezember

1915



Es weihnachtet wieder

Es weihnachtet wieder

Und der Frieden so weit, so weit,
Und die Welt in Waffen — im Völkerstreit,
Und Millionen Helden der Heimat fern,
Und das deutsche Volk stehend vor Gott dem Herrn,
Und einsam und still manch deutsches Heim,
Und deutsche Lieb trauernd am Opferstein,
Mütter und Kinder mit Tränenblick,
Frühe Gräber — und — totes Glück!

Es weihnachtet wieder

Und der Friedensengel so licht und mild
Schwebt herab über's deutsche Gefild,
In seiner Hand das Kreuz noch glänzt,
Doch mit dem Ölweig ist's umkränzt.
Und grüßt die Lieb' im Feindesland,
Und segnet, die er betend fand,
Und sucht das Leid am Opferstein,
Träuft Balsam ihm ins Herz hinein!

Und ob der Frieden auch weit, auch weit,
Im Herzen ist Hoffnung, ist Seligkeit!

Es weihnachtet wieder! Toni Schreiber

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Atemlose Stille herrscht noch für einige Augenblicke unter der kleinen Schar, als Großmutter schon geendet, doch dann die eben angekommenen Väter erblickend, stürzen sie mit lautem Jubel zum Kaffeetisch. Dort gibt's auch gar gute Sachen für die kleinen Ledermäuler. Eine fröhliche Gesellschaft gruppiert sich um den Tisch, helles, jubelndes Kinderlachen ertönt.

Vom Hause her kommt ein junger Diener, der alte Friedrich ist zur letzten Ruhe eingegangen.

„Gnädige Frau, es ist eine Frau im Schlosse, die Sie gern sprechen möchte, sie will sich gar nicht abweisen lassen.“

„Aber Friß, jetzt?“ Sagtest du ihr nicht, daß die gnädige Frau verhindert sei?“ bemerkt der Baron stürzunselnd über die Störung.

„Das schon, Euer Gnaden, aber die Frau beharrt dabei, sie müsse die gnädige Frau unbedingt sofort sprechen.“

„So werde ich zu ihr gehen, wer weiß, vielleicht ist die Frau in Not!“ erwiderte Marianne freundlich und hüfbereit. „Bitte, laßt euch nicht stören, ich bin im Augenblick wieder hier.“

Mit eilenden Schritten geht sie zum Schlosse. Herberts Blick ruht mit strahlendem Stolz auf der noch so mädchenhaft schlanken, lichtgekleideten Gestalt.

In der Vorkammer steht eine hochgewachsene Frau in dunkler, zerfetzter Kleidung. Wir hängt das rabenschwarze Haar um das magere, gelbliche Gesicht. Verräterische, rote Flecke brennen auf den vorstehenden Backennochen. Die ganze Erscheinung hat etwas ungemein Abstoßendes und Verkommenes.

Marianne bleibt auf der Schwelle stehen, ein Schauer erfasst sie beim Anblick des verkommenen Weibes. Ein paar schwarze Augen brennen aus dem krankhaften Gesicht. Und wieder erfasst Marianne der Gedanke, der ihr schon einmal beim Anblick ähnlicher Augen gekommen: „Die Augen sehen uns, als stände eine Welt dahinter in Flammen.“

Jetzt lacht die Fremde auf, unheimlich, schrill, das hohle Lachen klingt von den Wänden wieder. Marianne taumelt, dies Lachen, wo hat sie es früher gehört, so unheimlich wild lachen konnte nur —

„Konstanze!“ hebt es von ihren Lippen. „Großer Gott, Konstanze! Wo kommst du her?“

Wieder das zynische, frivole Lachen.

„Wo ich herkomme, möchtest du wissen? Nun, jedenfalls durch die Tür, durch den Schornstein bin ich nicht gekommen, denn leider Gottes bin ich keine Hexe.“

Und als Marianne noch immer wie versteinert steht, fährt sie mit demselben, spöttisch frechen Ton fort: „Nun bietest du dir Gelegenheit, über mich zu triumphieren. Arm, hungernd und elend komme ich zurück, euch zu bitten, gebt mir ein Obdach, ein kleines Winkelfchen, in dem ich mich zum Sterben niederlegen kann.“

Sie taumelt, Blutstropfen treten auf die bläulich weißen Lippen. Mariannens edles Herz fliehet über vor Mitleid und Erbarmen. Fest umschlingt sie mit beiden Armen die wankelnde Gestalt.

„Konstanze, um Gott, wer hat dir das angetan? Glaubst du, ich könnte mich an deinem Elend erfreuen? Nein, Konstanze, wie wenig hast du mich gekannt!“

Sie führt das gänzlich gebrochene Weib in ihr eigenes Zimmer, dann klingelt sie dem Diener, daß er Milch und Brot bringe. Sie sieht sofort, was hier am meisten von Nöten ist, ausgehungert ist Konstanze, sie bedarf aber der allergrößten Vorsicht bei Aufnahme der Speisen. Marianne bettet die halb Ohnmächtige auf ihr Lager, dann flößt sie ihr vorsichtig von den gebrachten Speisen ein. Schon nach wenigen Minuten öffnet Konstanze die Augen, gierig beginnt sie dann zu essen.

„So, Konstanze, nun mußt du ruhen, du bist völlig erschöpft. Nach einigen Stunden werde ich nach dir sehen. Ich muß erst zu meinen Gästen zurück, mein langes Ausbleiben wird ohnehin auffallen.“

Konstanze ergreift Mariannens Hand, und ehe sie es hindern kann, führt sie dieselbe an ihre Lippen.

Marianne, du bist so gut, ich wußte es ja längst, ich wollte dich nur hassen, wollte mich von deiner Güte nicht bezwingen lassen. O, Marianne, dein Leben wollte ich vernichten und mein eigenes habe ich zerstört. Wie wahr ist jenes Sprichwort doch: „Wer andern eine Grube

gräbt, fällt selbst hinein.“ O, wenn du wüßtest, was ich ausgestanden habe bei jenem Menschen. Wie ein Tier hat er mich behandelt. Ich war leichtsinnig, genussüchtig, er aber hat aus mir eine Elende gemacht.“

Beruhigend redet Marianne auf die Erregte ein, endlich gelingt es ihr, sie zu beruhigen. Schwer senken sich die Lider über die heißen, dunklen Augen, Konstanze schlummert tief und fest, — die Erschöpfung macht sich geltend.

Marianne kehrt zur Gesellschaft zurück, sie sagt nichts, sie mag die Freude der anderen nicht stören auch fürchtet sie, die Mutter zu sehr zu erschrecken. Herbert aber liebt mit dem geschäftigen Auge der Liebe in Mariannens Zügen, er allein fühlt, daß sie eine innere Unruhe vergeblich zu bemeistern sucht.

Als die Destower Herrschaften abgefahren und die Kinder zur Ruhe gebracht sind, tritt Herbert zu seiner Gattin.

„Du verbirgst uns etwas, Marianne; was ist vorgefallen?“

Ein trübes Lächeln zuckt um ihren Mund, voll hebt sie die schönen Augen zum Gatten empor. Eine ganze Welt voll Schmerz und Mitleid liebt er in ihnen.

„Herbert, Konstanze ist gekommen, aber du darfst nicht erschrecken, wenn du sie siehst. Ich fürchte, ihre Tage sind gezählt. Sie muß ihrem Gatten entflohen sein. Ach, Herbert, sie muß ein schreckliches Leben geführt haben.“

Herbert ist bleich geworden. „Konstanze hier? Sie sucht bei uns Zuflucht? Ja, Marianne, dann muß sie der Verzweiflung nahe gewesen sein, ehe sie ihren Stolz so weit beugte.“

„Stolz, ach, ich fürchte, davon besitzt sie nicht viel mehr. Sie sieht ärmer und herabgekommen aus als eine Bettlerin. Doch ich will wieder zu ihr gehen, sie ist in meinem Zimmer. Lege du dich nieder, ich glaube, es ist besser, wenn sie dich heute abend nicht mehr sieht, es könnte sie zu sehr aufregen.“

Sie geht zu Konstanze hinüber. Diese schläft noch immer, aber unruhige Träume quälen sie. Angstvoll stöhnt sie zuweilen auf, wie abwehrend streckt sie die Hände aus.

„Ja, schlag mich nur!“ zischt sie dann, „ich bin ja nur ein wehrloses Weib und du bist eine Bestie. Schlag' mich doch einmal tot, dann hat das elende Leben ein Ende.“ Und wieder bricht dann das gellende, wahnwitzige Lachen von ihren Lippen.

Marianne hebt, sie fürchtet sich fast vor der abgekehrten Gestalt, vor dem hochverzerrten, wachsblassen Antlitze. Weit öffnet die Kranke jetzt die Augen angstvoll, wild und irr blicken sie umher, dann bleiben sie an Mariannens stillem, gutem Antlitze haften. Ein müdes, wehes Lächeln kommt in das angstverzerrte Antlitze Konstanzens.

„Habe ich dich erschreckt, Marianne? Ach, mir träumte so Schreckliches. Er wollte mich wieder schlagen, ach und mich froh so sehr in dem kalten, öden Raum.“

„Sei jetzt ruhig, Konstanze, du bist bei uns. Niemand wird dir etwas zuleide tun hier. Komm, versuche noch ein wenig zu essen, und dann mußt du schlafen. Ich werde bei dir bleiben, diese Nacht.“

„Du bist so gut, Marianne, ich habe es gewiß nicht um dich verdient.“

Gehorsam nimmt Konstanze die dargereichten Speisen, dann legt sie sich wieder nieder. Marianne sitzt die ganze Nacht an ihrem Lager, sie lauscht den unregelmäßigen, röchelnden Atemzügen, und voll unendlichen Erbarmens blickt sie in das vom Tode schon gezeichnete Antlitze, in das Haß und Leidenschaft tiefe Rinnen gegraben.

Am andern Morgen kommt der Arzt. Erstaunt blickt er auf die Ruine der einstmalig so hübschen Gräfin. Im Vorzimmer vertraut ihm Marianne alles an, sie weiß ja, sie kann dem alten, erfahrenen Hausarzt vertrauen. Er schüttelt bedenklich den Kopf.

Sie werden keine lange Last mit der Pflege haben, gnädige Frau. Uebermäßiger Lebensgenuss, dann die Aufregung und Entbehrung der letzten Tage haben ein Leiden beschleunigt, dessen Keim immer in dem Körper gelegen, ein Erbteil der Mutter. Und nach allem ist es vielleicht so am besten. Können Sie die Kranke auf das nahe Ende vorbereiten? Nach meiner Ansicht kann es noch höchstens ein bis zwei Tage dauern.“

Marianne erschreckt. „So bald schon, Herr Doktor? Wie wird sie es ertragen?“

„Vielleicht besser, als wir denken, gnädige Frau! Solch’ zerrüttete Ex-

istenzen sehnen sich meist nach dem Tode.“

Der alte, erfahrene Arzt hat recht. Gelassen nimmt Konstanze die schonende Mitteilung Mariannens auf. Sie lächelt fast, als sei der Tod ihre Erlösung.

„Mag er nur kommen, Marianne, er soll mir



Ein guter Wegweiser sein. Was bietet mir das Leben denn noch? Bis zur Dese habe ich es genossen, nun muß ich auch die Bitterkeit kosten. Doch ich möchte mich mit Gott und den Menschen aussöhnen." In Mariannes Augen stehen Tränen, als sie zu ihrem Gatten geht. "Herbert, Konstanze mag viel gesündigt haben, sie stirbt aber wie ein Engel. Müssen wir nicht Herrn von Lügen Meldung von ihrem Hiersein machen? Ich möchte zum Pfarrer schiden, Konstanze wünscht seinen priesterlichen Beistand."

"Natürlich muß Lügen sofort Nachricht haben. Ich will versuchen, mich telephonisch mit ihm in Verbindung zu setzen." Doch Lügen ist nicht daheim, erst spät am Abend gelingt es Herbert, sich mit ihm zu verständigen. Konstanze aber wird immer schwächer, und ihr Gatte kann vor dem folgenden Morgen nicht in Wa kisten sein.

Von allen hat Konstanze schon Abschied genommen, während war der Abschied von der Baronin. Sie hatten einander doch liebgehabt, diese beiden so verschiedenen Naturen. Die Baronin hatte um Konstanze viel gelitten, der Anblick der entkräfteten Gestalt, der leibdurchfurchten Züge ließ ihr Herz vor Mitleid überfließen.

Die zweite Nacht senkte sich hernieder, Marianne saß allein bei Konstanze, sie hatte es so gewünscht. "Marianne, dir habe ich am meisten getan von allen, und du nimmst dich am meisten meiner an. Ist das deine Rache, dann bist du ein selten edles Wesen, wie ich auf meiner Pilgerfahrt noch keins angetroffen. Kannst du mir wirklich all das Böh verzeihen, das ich über dich gebracht?"

"Ich habe dir lange verziehen, Konstanze! Glückliche Menschen verzeihen leicht und gern, es ist gar kein besonderes Verdienst dabei. Wäre ich nicht so hochmütig gewesen, hätte ich nicht so lange zu leiden brauchen. Ich stieß Herberts Liebe immer wieder zurück, weil ich mir annahm, von meiner Tugendhöhe verächtlich auf ihn herabzublicken zu können. Du siehst, Konstanze, wir irren und fehlen alle, unser ganzes Leben ist wohl eine Kette von Irrungen."

Eine Weile liegt Konstanze schweigend, sie blickt in Gedanken versunken in das leise knisternde Flämmchen des Nachtlichtes.

"Marianne, glaubst du wohl, daß mein Gatte bald kommt? Ich möchte ihn doch noch einmal sehen, ehe ich sterbe. Er hat mich schrecklich behandelt, aber ich habe ihm oft Veranlassung zum Zorn gegeben. Weißt du, daß ich ein Kind hatte, das durch meine Vernachlässigung dem Tode geweiht wurde?"

Marianne blickt entsetzt auf, Konstanzens Augen fladern. Redet sie im Fieber?

Mühsam richtet die Kranke sich auf, ein Stöhnen bricht plötzlich von ihren Lippen.

"Marianne, halte mich, mir wird so seltsam, Marianne, ist das der Tod?"

Sie sinkt zurück, die Augen werden seltsam starr. Ein Bangen erfasst Marianne, sie fürchtet sich plötzlich, allein zu bleiben bei der Sterbenden. Sie eilt zu ihrem Gatten. In kaum zwei Minuten steht Herbert neben Konstanzens Lager. Sie liegt ganz ruhig in den Kissen, der Atem kommt stoßweise und röchelnd, nur die Hände zuden auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie nach einem verlorenen Gegenstande.

Herbert und Marianne knien betend nieder, doch Konstanze kommt nicht mehr zum Bewußtsein. Als das Frühlicht seine ersten Strahlen durchs Fenster sendet, beleuchtet es ein stilles, friedliches Totengesicht.

Eine Stunde später kommt Lügen. Erschüttert steht er an der Leiche seiner Gattin, aber er heuchelt keine Trauer. Nur daß das Ende so plötzlich kam, daß sie nicht wenigstens im Frieden scheiden konnten, erschüttert ihn so tief.

Still und ohne Gepränge wird Konstanze zur letzten Ruhe gebettet. Auf dem kleinen Dorffriedhof, der so friedlich hinter hohen Tannenbäumen liegt, ruht sie von den vielen Irrfahrten und Stürmen des Lebens aus.

Lügen reicht dem ehemaligen Freunde noch einmal die Hand. Dann will er weiterziehen.



Unser Vater in Feindesland.

Unser Bild zeigt einen deutschen Landwehrmann auf dem westlichen Kriegsschauplatz, der einem kleinen Mädchen aus dem von den Deutschen besetzten Dorfe den von seinen Angehörigen gelandeten Weihnachtsbaum gibt. Er ist dabei mit seinen Gedanken zu Hause.

"Wohtu? Ja, Herbert, ich weiß es selbst noch nicht. Jrgendwo wird sich schon ein abgelegenes Plätzchen für einen Lebensmüden finden. Hoffentlich decht auch mich bald der kühle Regen. Ich erhoffe vom Leben nichts mehr."

"So darfst du nicht reden, alter Kamerad, Kopf hoch, dem Mutigen gehört die Welt! Nach trüben Regentagen lacht die Sonne doppelt schön."

"Mir nie wieder, Herbert, ich habe zuviel mitgemacht. Die Toten soll man ruhen lassen, und ich möchte Konstanze gerne schonen, und doch muß ich reden, wenn du mich verhehen sollst. Was ich durch sie gelitten? Die Hälfte ahnst du kaum. Von Stufe zu Stufe ist sie gesunken, und sie war doch die Mutter eines so herzigen kleinen Mädchens. Meinen Abschied habe ich schon längst nehmen müssen, Schellhausen schon nach kurzer Zeit wieder verlassen. Sie hatte mich dort gesellschaftlich unmöglich gemacht. Ein Kind hatte sie mir geschenkt, ein so süßes, kleines Wesen. Um des Kindes willen vergab ich ihr immer und immer wieder. Doch dann kam das Letzte, das Schrecklichste. Das Kind war ihr eine Last, es hinderte sie, ihren Vergnügungen nachzugehen. So mußte eine Wärterin, eine bezahlte Person die Stelle der Mutter erlegen. Die Wärterin aber war unzuverlässig. Eines abends, als Konstanze wieder einmal zu einem Künstlerfest gefahren war, brachte man mir meinen kleinen Liebling, blutüberströmt, mit zerquetschten Gliedern. In dem Trubel der Großstadt, unbeaufsichtigt war es unter einen Wagen gekommen. Ich war wie von Sinnen, als der Arzt eine gefährliche innerliche Verletzung feststellte. Da lag mein Liebling in seinen Schmerzen, die tränennassen Augen in schmerzlicher Bitte auf mich gerichtet, und ich konnte ihm nicht helfen. O, die Qual dieser Stunden, da ich vor Schmerz stöhnend an meines Kindes Bettchen kniete. Gegen Morgen kam die Erlösung."

"Bati," flüsterte sie röchelnd, "weine nicht! Beim lieben Gott ist es so schön. Komme nur du auch bald!" Noch einmal blickten die blauen Kinderaugen mich so rührend an, dann schlossen sie sich zum ewigen Schlaf. Da packte mich die Verzweiflung, ich wurde irre an mir selbst und an allem. Als Konstanze beim grauen Tagesdämmer nach einer durchtanzten und durchjubelten Nacht vor mir stand, da vergaß ich, daß ich ein Mensch bin, vergaß ich, daß es ein Weib war, mit dem ich abrechnen wollte. Was ich ihr getan, ich weiß es selbst nicht, denn der Wahnsinn lenkte mein Handeln. Sie floh vor mir, ich habe sie nicht lebend wiedergesehen. Ich war zu elend und zu zerschlagen, um mich um ihre Flucht zu kümmern. Es war mir ja auch so entseflich gleichgültig, wo sie weilte. Was sollte sie auch noch bei mir, da das Kind gestorben war! Ich brauchte sie nicht mehr, ich haßte sie. Herbert. Ich habe Konstanze vergeben, mit einer Toten soll man nicht mehr rechten, möge sie im Frieden schlafen! Mich aber laßt meine Straße ziehen. Vielleicht bringt die Zeit ein gütiges Vergessen, vielleicht löst der Tod gar bald die Qual in meinem Herzen. Lebt wohl! Bleibt glücklich! Und wenn ihr meiner gedenkt, so denkt an mich als an einen armen, ruhelosen Wanderer. Wenn aber die Kunde von meinem Tode vielleicht nicht euer Ohr trifft, dann denkt, daß mir wohl ist, ganz wohl."

Noch ein stummer Händedruck, ein langer, warmer Blick, dann ist Lügen gegangen. Eng umschlungen schauen Herbert und Marianne dem einsamen, unglücklichen Manne nach.

"Marianne, es ist die Vergeltung, die Konstanze erreicht hat. Das Schicksal, das sie dir bereiten wollte, sie selbst ist von ihm betroffen, ihr Leben und Sterben ist das Schicksal einer ungeliebten Frau."

Des lieben Herrgotts Weihnachtsgabe.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Der kurze Wintertag ging zur Neige. Der Sturmwind flog heulend durch die gewaltigen Döfchen, die ihre entlaubten Äste gegen das graue Strohdach des alten Bauernhauses redten.

Auf der Diele klapperten die Eimer, rasselten die Ketten. In der Küche glühte das Herdfeuer. Sie und da stieg eine Wolke zähen, stickigen Rauches durch den weiten Raum. Die Kastenuhr holte rasselnd zum Schlage aus: fünf Uhr.

Sahlings Mutter saß zusammengesunken im großen Lehnstuhl. Sie hielt die Rechte vor das zerschundene Gesicht. Ihre Lippen bewegten sich im leisen Beten. Sie und da preßte sie die Linke gegen das zuckende Herz. Sie klagte nicht. Keine Träne rann über ihre Wange. Sie konnte nur beten — beten in ihrem großen Schmerz.

Vor einigen Tagen noch war sie in hoher Herzensfreude zur Kirche geeilt. Franz, ihr Ältester, der nun bereits das zweite Jahr des Krieges Schreden froh und freudig trug, hatte einen langen Brief geschrieben. Es ging ihm gut, so berichtete er, und der Feind, der vor kurzem noch so großspurig getan hatte, als könne er auf diese Weise allein die deutsche Eisenmauer vernichten, hatte sich empfindliche Schläge geholt. Und Joseph, des Hauses zweiter Sohn, stand im Kampfe gegen die Serben und deren Helfershelfer, die den furchtbaren Krieg entfacht hatten! Wie lange noch, dann kam der Friede, dieses hehre Gottesgeschenk, das man erst recht zu schätzen lernt, wenn die Kriegsfurie tobt.

Und nun war bereits seit sechzehn Monaten das furchtbare Gewitter über die Völker Europas dahingebraust. Ein Volk nach dem andern war in den wilden Reigen verwickelt worden. Sollte man da nicht endlich glauben müssen, der Friede könne nicht mehr fern sein?

So hatte Franz Sahlings frohgemut an die Mutter geschrieben. Und er hatte noch bemerkt, sie möchte nur seinetwegen nicht besorgt sein. Ihm ginge es ganz vorzüglich. Und Gott würde ihn schon noch weiter behüten, wie er ihn bisher in Gnaden geführt.

Sahlings Mutter ließ es sich nicht nehmen: sie beantwortete selbst diesen Brief, obgleich Schreiben für gewöhnlich nicht ihre starke Seite war. Und wenn sie auch nicht alles so auszudrücken vermochte, was ihr Mutterherz bewegte: ihr Junge würde sie schon verstehen!

Und dann ging sie zu Weßlings Line, der Braut ihres Ältesten. Die Bäuerin hatte diese Freierei anfangs wirklich nicht gerne gesehen. Daraus machte sie durchaus kein Hehl. Denn die Line war arm, und der Erbe des Sahlingshofes konnte ganz andere Ansprüche machen! In ihrem Mutterstolz hatte sie das dem Franz oft genug vorgeredet.

Als aber das Kriegsgewitter so urplötzlich dräuend aufzog, als des Deutschen Reiches Schicksalsstunde manch hartes Herz weich hämmerte, da hatte sie selbst die Hände der beiden Liebenden ineinander gelegt. Und an Franzens leuchtenden Blicken merkte die alte Frau, daß er trotz des herben Scheidenschmerzes glücklich war. Wäre ihr etwas zu groß oder zu schwer gewesen, ihm das Scheiden zu erleichtern?

Voll froher Zuversicht zog er in den Kampf: „Sei nur ganz ruhig, Mutter,“ so sprach ihr großer Junge; „wir wollen all die Völker, die uns an den Thron wollen, gehörig verhauen. Dann gibt es bald Frieden im Land. Und unser lieber Herrgott soll uns wohl helfen. Dafür werdet ihr alle, die ihr daheim bleibt, aus ganzem Herzen beten. Ich komme ganz sicher wieder. Das glaube ich bestimmt!“

Nun waren beinahe anderthalb Jahre inzwischen verstrichen. Sahlings Mutter regte fleißig die Hände. Die Arbeitskräfte wurden

immer rarer. Da gab es nicht viel Zeit zum Gräben und Zammern. Es mußte geschafft werden, damit der große Hof nicht allzusehr litt.

Von Zeit zu Zeit kamen Franzens Briefe, die ihr Kunde brachten, daß er noch wohlaufl war. Und wenn sich der Krieg auch noch so lange dehnte: einmal mußte er ein Ende nehmen. Eine Welt von Feinden brach im wütenden Ansturm gegen die verbündeten Kaiserreiche zusammen.

Und heute — wie sah es heute aus bei Sahlings Mutter? Vor einigen Wochen hatte sie an Franz ein Paket abgesandt. Was ihre fleißigen Hände in den einsamen Abendstunden schafften, daran sollte er sich erfreuen. Und an Speck und Schinken vom letzten Schwein. Ein Brief ging gleichzeitig ab. Und dieser Brief war ferne, am Tage vor Weihnachten, zurückgekommen. Mit Blauschiff hatte eine geübte Hand darauf den Vermert geschrieben: Den Heldentod fürs Vaterland gefallen.

So wenig Worte nur! Und doch welch eine Fülle von Schmerz umschlossen sie! O allen in Feindesland! Hatte eine Kugel das junge Herz getroffen? Hatte eine Granate ihm den Lebensfaden abgeschnitten? Hatte er noch lange leiden müssen, bevor der Tod ihn hinraffte? Wo war sein Grab? Niemals würden liebende Hände den Hügel schmücken, unter dem ihr Junge im Todeschlaf ruhte.

Auf der Diele war die Abendarbeit beendet. In der Milchammer schrillte die Zentrifuge. Holzschuhe klapperten. Die Mägde sprachen leise. Sie fühlten es nur zu deutlich: die Trauer ging auf leisen Sohlen durch dieses Haus.

Und morgen war Weihnachten!

Müde stand die Bäuerin auf. Unschlüssig blieb sie in der Mitte der großen Küche stehen. Dann schritt sie langsam zum Wohnzimmer. Sie wollte allein sein.

Eine kleine Lampe beleuchtete notdürftig den behaglichen Raum. Man mußte gar sparsam mit dem Petroleum umgehen. Im Säulenofen prasselten die Buchenscheite. Am blank geschauerten Eichentisch ließ die Bäuerin sich nieder.

Mit zitternden Händen griff sie nach dem alten Gebetbuche, das ihr in manch schwerer Stunde Trost ge-

spendet — damals, als der Bauer so früh gestorben und sie mit den Kindern hilflos zurückgeblieben war; — damals, als eine Feuersbrunst Stallungen und Schuppen vernichtet hatte — immer wieder hatte Gottes Wort sie aufgerichtet und ihr Kraft zum Tragen und Ausharren verliehen.

Morgen war Weihnachten.

Wie viele Kinder würden sich auch in diesem Jahre wieder sehen an die Mutter drängen und fragen: „Kommt der Vater noch immer nicht zurück? Kann ihn das Christkind nicht zu uns zurückführen?“

Der Vater aber schlief draußen in fremder Erde. Er kam nicht wieder. Als tapferer Soldat war er für Weib und Kinder, für Haus und Hof, für die geliebte Heimat, für Kaiser und Reich gefallen.

Mechanisch blätterte die Bäuerin in dem Gebetbuche. Die grobe Schrift tanzte vor ihren Augen. Dann strich sie über die zerschundene Stirn, um die Gedanken zu sammeln. Sie wollte nicht klagen. Gott hatte es gefügt, daß auch ihr Junge als Opfer fiel.

Sie las halblaut des Engels Botschaft: „Siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke zuteil werden wird, daß auch heute der Heiland geboren worden in der Stadt Davids, welcher Christus der Herr ist.“

Und siehe, auch ihr vom Pfeil der Schmerzen getroffenes Mutterherz empfand einen Hauch süßen, himmlischen Trostes. Auch für ihren Jungen war ja der Heiland in die Welt gekommen; im Glauben an den Erlöser war ihr Franz gestorben — das wußte sie bestimmt! Und drüben, im himmlischen Paradies gab es ein Wiedersehen. . . .



Weihnachtsfeier in Feindesland.

In ihrem Stämmerlein lag eine Wehling auf den Armen. Sie hatte den Kopf in die Hände gebettet. Ihre zuckenden Lippen formten immer wieder die Worte: Warum hast du mir das getan? Kein Trost, kein Hoffnungsstrahl wollte ihr leuchten. Hier rang ein Herz, das alles verloren hatte, was an irdischem Glück ihr blühte. Ihrer kernfrischen Jugend lag das Wort „Sterben“ gar so fern. Ihres Lebens Nacht war erloschen, und nun war es düster und kalt in ihr wie in der schaurigen Winterode. . . .

Des Mädchens Flechten hatten sich gelöst. Eine Welle weichen Blondhaares ergoß sich über ihre Arme. Eine zuckte zusammen. Es war, als erwache sie aus schwerem Traume. Verwirrt richtete sie sich auf. Sie trat an das niedrige Fenster ihrer Schlafkammer und starrte hinaus in das Dunkel.

Langwallende Wolkenmäntel schleppten sich über des Himmels Grund. Dann kam der Sturm gefahren und rollte die dunklen Mäntel zu Ballen zusammen. Ein Stern lugte blinzeln durch die Schleier, bis er ganz allmählich in hellem Licht erstrahlte: der Weihnachtsstern!

Eine Wehling sah ihn, doch sein mildes Geleucht bot ihr keinen Trost. Vor einigen Tagen hatte dieser Stern noch ihrem Franz gestrahlt. Und heute schaute er aus kalter Höhe hernieder auf ein fernes Grab.

Da erschütterte ein wehes Schluchzen ihren kräftigen Rör er. Sie umklammerte den Fensterriegel, und immer wieder rief sie:

„Franz, mein Franz, hol' mich ab! Ich will bei dir sein!“

Die Tür der Kammer geht auf. Schlurfende, schleppende Schritte auf den Steinfliesen. Ist es die Mutter?

Langsam wandte Lina sich um. Da legte sich ein weicher Arm auf ihre Schulter, und ein bebender Mund formt Worte des Trostes: „Mädel, mein armes liebes Mädel, komm zu mir! Bleib' bei uns! Komm, Lina!“

Es war Sahlings Mutter, die also sprach. Als ihr Mutterherz des Trostes lindernden Balsam empfunden, da war ihr der Gedanke an das Mädchen gekommen, das mit ihr Franzens Verlust betrauerte. Und tiefes Mitleid erfüllte ihre Seele. Kurz entschlossen hüllte sich die Bäuerin in ein warmes Tuch und wanderte zu Wehlings kleinem Hof. Stumm hatte Lina's Mutter sie in die Kammer gewiesen, und nun standen die beiden Frauen nebeneinander. Das gemeinsame Leid wob ein starkes Band um ihre Herzen. . . .

Eine Mutter trauerte um ihren hoffnungsvollen Sohn. In Schmerzen hatte sie ihn geboren. Schützend hatte sie die Hände über ihn gehalten, bis er stark und fest vor ihr stand wie eine der Hosenkuchen im sicheren Grund.

Das Mädchen weinte dem Liebsten nach. Langsam war aus dem Gefühl der Zuneigung eine tiefe Liebe geworden, die nicht nach Kämpfen fragt, die zähe ihr heiliges Recht behauptet. Glück oder Unglück umschließt dieses Gefühl. Jetzt aber bohrt und wühlt der Liebe Leid in ihrer Seele. Vorüber! Vorüber! Glück und Freude waren unwiederbringlich dahin.

Erst kam ein großes Erschauern über Lina, als sie der Mutter Worte hörte. Fassungslos starrte sie die Frau an, die doch denselben Verlust beklagte. Und doch hatte sie noch an fremdes Leid denken können.

Da rang eine weiche Welle sich aus den Tiefen ihrer Seele los. Eine Dankbarkeit ohne Grenzen erfüllte des Mädchens Herz. Sie schlang die Arme um die Greisin und rief einmal über das andere: „Mutter! Gute Mutter!“

Im Wohnzimmer des Sahlingshofes saßen die beiden Frauen schweigend nebeneinander. Was zu sagen war, das hatten sie ausgesprochen, und ganz allmählich war auch über Lina der linde Trost gekommen, dessen sie so sehr bedurfte: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!

Langsam vernimmt auf dem großen Bauernhofe das Leben und Treiben des Alltags. Morgen ist Weihnachten. Der Weg zur Kirche ist weit. Er führt durch die schweigende Heide mit ihren Schauern und Wundern. Wie haben die Kinder der roten Erde ihres Herrgotts vergessen. Heute waren sie sich mit doppeitem Eifer um seinen Gnadenstern. So viele haben sie ihm an Nitteln vorzutragen. So viele flüchten in Trauer und Schmerz zu ihm. Er allein kann ja helfen.

Und von der Krippe aus ruft das göttliche Kind alle, die da mühselig und beladen sind. Das ist die Weihnachtsgabe, die das Christkind allen spendet, die guten Willens sind. . . .

Die Dämmerung des Weihnachtsmorgens wich nur langsam. Aus den Fenstern der einsamen Höfe und Stöckerhäuser blinken die strahlenden Lichter des Christbaumes. Die lieben alten Weihnachtslieder hallen in die Stille der Heide, und es ist, als hielt selbst die Natur den Atem an.

Sahlings Mutter stellt die Geschenke auf. Für Lina hat sie eine besondere Ueberraschung bereit: Da ist Franzens Bild neben einem Kästchen mit Andenken aus seinen Knabenjahren. Ergriffen nimmt das Mädchen diese Gabe in Empfang. Eine größere Freude hätte ihr kaum zuteil werden können.

Im Hofraum schlagen die Hunde an. Die Meute heult und läßt und zerrt an den Ketten. Erstaunt schauen die beiden Frauen sich an.

Da wird hastig die Tür geöffnet. In ihrem Rahmen steht ein stattlicher Krieger. Der rechte Arm ruht in einer Binde, der Fuß steht in einem bequemen Schuh. Im Knopfloch das schwarze weiße Bändchen, daran das Kreuz von Eisen hängt.

„Franz! Franz!“ Zwei Frauen rufen gleichzeitig diesen Namen. Sie breiten beide ihre Arme aus. Ist es denn möglich? Franz lebt! Das schauerliche Wort „gefallen“ war eine Täuschung.

Großer Gott, so hast du uns eine Weihnachtsgabe beschert, die so groß ist, daß wir sie kaum zu fassen vermögen: ihn, den wir lieben, ihn hast du aus Not und Graus zu uns zurückgeführt! Dir sei Dank und Ehre dafür in alle Ewigkeit!

Wie war es gekommen? Der stattliche Krieger berichtete:

„Vor vierzehn Tagen war's. Im Sturm ging's gegen die feindlichen Linien. Sieg! Sieg! Der Franzose rettet sich in rasender Flucht. Nur Engländer stehen noch im Schützengraben. Mit der blanken Waffe geht's gegen die Verhassten. Aber sie feuern wütend. Rechts und links sinken die Kameraden nieder. Nun bin auch ich von zwei Kugeln getroffen. Ein Kolbenhieb faßt auf meinen Schädel nieder. Mir schwanden die Sinne. Im Lazarett erwache ich. Da höre ich, daß man mich als gefallen gemeldet hätte. Da gab es für mich kein Halten mehr: Nach Hause, bevor euch noch die Kunde erreichte. Der Arzt wollte mich freilich nicht laufen lassen. Aber schließlich hatte er doch ein Einsehen. Jetzt bin ich hier und lasse mich von euch gesund pflegen!“

Sahlings Mutter steht da mit gestauten Händen. Sie flüstert: „Siehe, ich verkünde euch eine große Freude. . . .“

Lina aber ruft zwischen Lachen und Weinen: „Herr Gott, das war deine schönste Weihnachtsgabe!“

Sprüche.

Frei ist nur ein Volk, welches stark genug ist, seine Freiheit zu behaupten, und stark wird es durch Einigkeit.

Wollt ihr eins sein in Liebe und Treue, so wird euch kein Teufel besiegen.



Die Weihnachtsfeier im Kriegslazarett

Vielen Familienvätern und den meisten unserer Truppen ist es nicht vergönnt, in diesem Jahre das liebe und edel deutsche Weihnachtsfest im Kreise ihrer Angehörigen zu feiern. Trotzdem suchen aber auch sie sich in das Schicksal zu fügen und so viel als möglich das Fest der Liebe zu begehen. Auch im Kriegslazarett ist ein Lichter- und Aufgeklebte worden, um den Verwundeten ein Weihnachtsfest zu bereiten.

Weihnachtszauber unter dem Halbmond und Stern.

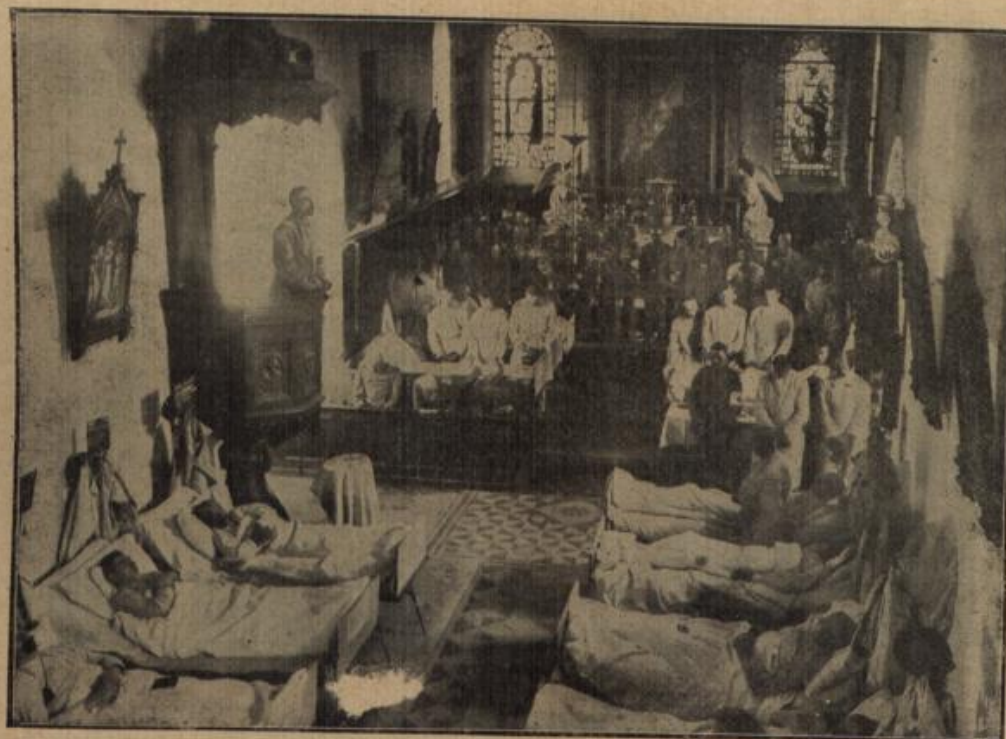
Deutsch-türkische Weihnachtserzählung von J. Weiskirch.
(Nachdruck verboten.)

Es war am 24. Dezember des ersten Kriegsjahres. Groß und klar gingen die Sterne der heiligen Nacht auf und standen in feierlichem Glanze über dem Schwarzen Meere. Der türkische Kreuzer, „Midilli“, die ehemalige deutsche „Breslau“, hatte die schimmernde goldene Brücke, die der Vollmond über die dunklen Wellen spann, schon oft mit seinem Kiel durchschnitten, als sein Suchen nach feindlichen Schiffen belohnt wurde: er stieß in der Nähe von Sungulda an der kleinasiatischen Küste auf die aus siebzehn Einheiten bestehende russische Flotte. Trotz dieser vielfachen Ueberlegenheit ging die „Midilli“ im Licht der Scheinwerfer zum Angriff vor. Kein Wunder, da ihre deutsch-türkische Besatzung vom Geiste Goebens und Osmans beseelt war! Der Minenleger „Oleg“ wurde in den Grund gehohrt und das Linien-schiff „Kostislaw“ schwer beschädigt. Als dann der türkische Panzerkreuzer „Sultan Zayus Selim“, die frühere deutsche „Goeben“ nahte, um gemeinsam mit der „Midilli“ den anderen russischen Schiffen zu Leib zu gehen, flüchteten diese so schnell als möglich vor dem sieghaften Kreuzer in die nächtliche Dunkelheit. Aber ehe noch der erste Weihnachtstag vollends die frommen, märchentiefen Augen aufschlug, gelang es dem Spürsinn der „Midilli“ abermals, einen russischen Minenleger zu fischen und ihn in den Grund zu bohren. Da die beiden vernichteten Minenleger die Aufgabe hatten, die Sperrung des türkischen Hafens Sungulda vorzunehmen, der als Hauptausfuhrort für Kohlen von großer Bedeutung für die osmanische Flotte ist, war ihr Verschwinden vom Meere von ganz besonderer Wichtigkeit. Die Siegerstimmung an Bord der „Midilli“ ließ deshalb an Begeisterung nicht zu wünschen übrig. Wenn sie überhaupt noch zu erhöhen war, so tat es der Umstand, daß das tapfere Schiff im Verein mit dem herrlichen „Sultan Zayus Selim“ am hellstrahlenden Weihnachtsmorgen nochmals das feindliche Geschwader in die Flucht trieb. Unzählige Male war die Besatzung in stürmische Hochrufe auf den deutschen Kaiser und den Sultan ausgebrochen. Und immer noch wechselten die Rufe: „Seine Majestät, der deutsche Kaiser: Hurra! Hurra! Hurra!“ und: „Padischah Ymiz tschek jascha!“ (Unser Sultan lebe hoch!) einander begeistert und begeisternd ab.

Aber noch eine andere, minder stürmische, aber nicht weniger tiefe Freude als die Siegesfreude ging über die Planen und durch den mächtigen Rumpf des Schiffes. Auf leisen, geheimnisvollen Sohlen kam sie, als der Kampf vorüber war und sich der erste Begeisterungsjubel der Sieger gelegt hatte, pochte mit zartem Finger an die Herzen der deutschen Besatzung und sah mit wunderbar leuchtenden Augen ins Angesicht: die heilige, wunderbare Weihnachtsfreude! Da war nicht einer, der ihr nicht aufgetan, der sie nicht befehligen eingelassen hätte. Und alsbald ging ein Raunen und Klüstern, ein emsiges Hin und Her blonder Matrosen durch der „Midilli“ Räume, die schon so oft den Zauber der deutschen Weihnacht auf fernen Meeren geborgen hatten. Nun, da der Kampf ruhte und feierliche Stille über den Wellen lagerte, erinnerte sich die deutsche Besatzung, Offiziere und Mannschaften, wieder der beiden herrlichen Tannenbäume, die schon seit Wochen im Kühlraum des Schiffes ihrer Bestimmung entgegenharrten, dachten sie wieder an die mit der letzten Post gekommenen heimatlichen Weihnachtspakete, die ein blonder Schleswig-

holsteiner mit Genehmigung des Kapitän-Deutnants in Ver-wahr genommen hatte, damit sie nicht vorzeitig geöffnet würden. Ihm war auch das Ausputzen der Tannenbäume und das Auf-bauen der Bescherung auf seine bringende Bitte übertragen worden, und besser hätte sich keiner dafür geeignet. Um nun seinen der deutschen Kameraden in seine Vorbereitungen hineinschauen zu lassen, hatte er sich zwei Matrosen der türkischen Besatzung, den Aschmed und den Ali, beide tapfere Kurdenjöhne, zur Hilfe aus-gebeten. Die machten natürlich sehr verwunderte Gesichter, während sie unter der Anleitung Jan Holtenbeds bunten Papier-schmuck ausschneiden, Nüsse vergoldeten und rote Wollfäden an kleine, goldgelbe Äpfel banden. Als aber der Jan die Weihnachts-bäume herbeiholte und er ihnen mehr mit Gesen, als mit den wenigen türkischen Worten, die er wußte, die Bedeutung des Festes klar zu machen versuchte, kam ein lindergläubiger, erwartungs-voller Ausdruck in ihre dunklen Augen. Als nun gar der deutsche Kamerad die Tannen, erst die für die Offiziere und dann die für die Mannschaften, schmückte, und die fürsorglich schon vor längerer Zeit eingetauchten Wachslichter auf ihren Zweigen befestigte und probeweise ansteckte, umspann der Weihnachtszauber auch die beiden Söhne des kleinasiatischen Hochlandes. Sie freuten sich auf den Abend, der sie und die osmanischen Kameraden als Gäste der deutschen Besatzung unter den brennenden Christbäumen sehen sollte. Als nun gar Jan Holtenbed ihnen verriet, daß alle

Mann an Bord der „Midilli“, vom Kommandanten an bis zum letzten Matrosen, am Abend beschenkt und namens des Sultans bewirtet würden, lachten die beiden Kurden vor Vergnügen, daß ihre sämtlichen blinkenden Zähne sichtbar wurden. Der von der Steppersonne seiner Heimat besonders braun gebrannte Ali meinte, das Christkind der Deut-schen müßte ein „pek el Adam“ (ein guter Mensch) sein, und Aschmed nickte eifrig dazu. Es war Jan Holtenbed nicht recht, daß er trotz aller Mühe seinen türkischen Kameraden den heiligen Christ so wenig verständlich gemacht hatte, aber er tröstete sich mit der Zeit, da er besser türkisch und sie besser deutsch gelernt ha-ben würden.



Ein ergreifende Bild.

Geschieden in einer zum Lazarett eingerichteten Kirche auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Als die Weihnachtsbäume geschmückt im Mannschaftsraum standen und die Pakete und alle anderen Geschenke zusammengetragen waren, entließ Jan Holtenbed seine Gehilfen, um den Aufbau der Bescherung allein vorzunehmen. Zuvor aber öffnete er — das konnte er sich nicht versagen — das umfangreiche, aus der Heimat für ihn angelangte Paket. Den Brief der Mutter las er wieder und wieder, und da packte ihn auf einmal allgewaltig das Heimweh nach ihr und nach dem höhernumrauschten Bauernhof mit dem tiefniederhängenden Dach, aus dem er mit heller Be-geisterung dem Ruf in den großen heiligen Krieg gefolgt war. Fest drückte er das Antlitz in das mit stitterumwundenen Tannen-zweigen ausgelegte Paket und atmete tief, als könne er damit den herben Duft der schleswig-holsteinischen meerrumflungenen Heimat einsaugen. Und die Augen wurden ihm feucht dabei. Aber nur einige Minuten gab er sich dem Heimwehsturm hin. Dann erinnerte er sich seiner Pflichten und widmete sich ihnen mit frohem Eifer. Zwischendurch flog sein Blick hundertmal liebe-voll nach seinem Weihnachtspaket, aus dem allerlei verführerische Düfte den Raum zu durchziehen begannen. Da mußte Jan Holten-bed einige Päckchen öffnen. Nichts hatte die Mutter vergessen, was zu den heimatlichen Weihnachtsgenüssen zählte! Jan hielt es nicht länger aus, seine Freude allein für sich zu haben. Die Kameraden auf Deck sollten auch teil daran nehmen. Schnell zerschneid er ein großes Stück köstlich duftenden Pfefferkuchen, eine Wurst und einen Räucheraal und füllte sich die Taschen damit. Dazu nahm er noch kleines Gebäck, Äpfel und Nüsse und eine Handvoll Tannenzweige und stieg an Deck. Dort gab er den deutschen

Kameraden die „Düste aus der Heimat“ zu riechen und zu kosten und ließ auch die osmanischen Matrosen nicht leer ausgehen. Ueberall und nirgends war er. Diese mit Jubel aufgenommene Vorfreude trug er verchiedentlich auf Deck und in die Räume des Schiffes, und erhöhte damit die herrliche Stimmung, die die deutsch-türkischen Bundesbrüder freundschaftlicher denn je umschlang.

Zweimal war Jan Holtenbed dabei auch mit seinen Spenden an einen älteren osmanischen Obermatrosen herangeritten, der ihm mit einer geradezu befremdlichen Hast die ihm hingereichten Tannenzweige und ein Stüchchen Pfefferkuchen aus der Hand genommen hatte. Und dabei hatte der hochgewachsene breit-schultrige Mann, der sich im Kampf der Nacht außerordentlich hervorgetan hatte, Jan angesehen, als wolle er ihn durch und durch schauen. Dem jungen Schleswig-Holsteiner war es gewesen, als müsse er den dunkelblauen Augen und dem blonden Schnurrbart schon irgendwo im Leben gesehen haben. Er hatte in seinem Neukeren so gar nichts von einem Türken an sich, und zählte doch zur osmanischen Besatzung der „Midilli“. Freilich erst seit wenigen Tagen. Im Hafen von Sungulbat, wo das Schiff Kohlen gefast hatte, war er vom Kreuzer „Sultan Jawus Selim“, der sich dort gleichfalls mit Kohlen verproviantierte, auf die „Midilli“ beordert worden. Und gleich am ersten Abend hatte Jan Holtenbed den türkischen Obermatrosen mit dem Kapitän-Leutnant Schmettow sich in reinem Deutsch unterhalten hören. So gar in einem Tonfall, der an den seiner Schleswig-Holsteinischen Aussprache erinnerte. Sonderbar!

Als Jan zum dritten Male auf Deck erschien, um zu verkünden, daß da unten im Schiff großartige Ueberraschungen für die Kameraden aufgebaut seien, hatte es den Anschein, als ob ihn der Obermatrose weder höre, noch sehe. Er lehnte, seine Tannenzweige und ein Stüchchen Pfefferkuchen in der Hand, am Radkasten und sah wie zeit- und weitzvergeffen vor sich hin. Auf seinem Angesicht schattete eine schmerzliche Bitterkeit, die Jan Holtenbed ans Herz trifft. Im nächsten Augenblick aber schüttelte er unmutig über sich selbst den Kopf. Was focht ihn an? In der Weihnachtsstimmung war man wirklich ein Spielball von Gefühlen! Was hatte ihn des fremden Mannes Leid zu kümmern? —

Als beim Schein der sinkenden Sonne vom Meeresufer herüber das Abendgebet für die Anhänger des Propheten wie von Geisterstimmen gerufen über die Wellen klang, befahl sich der Kapitän-Leutnant Schmettow den Weihnachtsaufbau Jan Holtenbeds und erklärte sich sehr zufrieden damit. Bald darauf flammten die Lichter an den beiden Tannen auf, und der junge Schleswig-Holsteiner schellte die ganze dienstfreie Besatzung zur Bescherung zusammen. Die deutsche war natürlich für die Weihnachtstage, sofern sie keine Kämpfe brachten, vom Dienst beurlaubt. Mit bewegter Stimme las der Kapitän-Leutnant Schmettow die alte, liebe Weihnachtslegende, und dann brauste das herrliche Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ von deutschen Lippen durch den festlich strahlenden Raum. Als es verklungen war, hielt der Kapitän-Leutnant eine Ansprache, in der er die deutsch-türkische Bundesfreundschaft feierte und die er in einem Hoch auf den Kaiser und den Sultan ausklingen ließ. Darauf sprach auch der türkische Kommandant schöne Worte und dankte für die Einladung zur Weihnachtsfeier der deutschen Kameraden. Und nun wurden die Geschenke besichtigt und eitel Freude herrschte allenthalben. Der Zauber der deutschen Weihnacht ging um und nahm auch die Herzen der türkischen Besatzung gefangen. Ganz besonders aber das des Ober-Matrosen. Jan Holtenbed hatte es gesehen, wie es in seinen Zügen arbeitete, als das Weihnachtslied erklang, wie es um seine Lippen von unterdrücktem Weinen gebebt hatte. Der hochgewachsene blieb merkwürdig still, als der Jubel der Besatzung über die ihr nach der Bescherung namens des Sultans zu teil werdende reiche Bewirtung ausbrach. In der Offiziersmesse, wohin Jan Holtenbed den schönsten Christbaum getragen hatte, und im Mannschaftsraum ging es hoch her. Stunden hindurch blieben die Bundesfreunde in trauter Gemeinschaft zusammen, und immer wieder wünschten die Türken ihren deutschen Kameraden ihr „Bairamins hair elsun!“ (Dein Bairamfest soll ein gesegnetes sein!) (Mit dem Wort „Bairam“ dem höchsten mohammedanischen Fest, pflegen die Türken alle christlichen Feste zu benennen.)

Erst in später Stunde löste sich die Gesellschaft im Mannschaftsraum auf, um noch auf Deck den Zauber einer herrlichen Mondnacht zu genießen. Nur Jan Holtenbed blieb noch unten, um mit Ahmed und Ali aufzuräumen, ein Amt, das er als Best-orderter selbstredend übernommen hatte. Als auch das gechehen war und er der Mutter Brief noch einmal lesen wollte, öffnete sich leise die Türe und der türkische Ober-Matrose trat herein. Er ging auf Jan zu und ihm die Hand reichend, sagte er: „Ich wollte Ihnen noch für alle Mühe danken, die Sie sich um die schöne Feier gegeben haben. Es war das erste Weihnachtsfest, das ich seit längeren Jahren mitgemacht habe und hat mich tief ergriffen.“

„Sie sind ein Deutscher, müssen es sein,“ sagte Jan Holtenbed und bat den Ober-Matrosen, noch zu einem Plauderstündchen zu bleiben. Einige Augenblicke schien der Mann mit sich zu kämpfen, ob er der Aufforderung nachkommen sollte, dann setzte er sich an Jans Seite. Als ob er zu sich selbst spräche, begann er: „Ja, ja, es hilft alles nichts: einmal kommt die Sehnsucht nach der alten Heimat allgewaltig über einem, so sehr man sich auch dagegen sträubt. So ergeht es mir am heutigen Abend.“

„Was hat Ihnen die deutsche Heimat getan, daß Sie also sprechen?“ fragte Jan leise und sah dem Ober-Matrosen in das leidvolle Gesicht.

Weihnacht im Schützengraben.

Von J. Weiskirch.

Run wehn der Weihnacht holbe Zauber
Auch durch die deutschen Schützengräben,
Ob ringsum Berge auch und Täler
Vom Donner der Kanonen beben.

Ganz traulich ist's im Erdquartiere,
Wo tapf're Offiziere Herzen
Dem teuren Vaterlande glühen
Bei Weihnachtspunsch und Weihnachtsterzen.

Sie trinken auf die fernern Lieben,
Die Heimat und den deutschen Kaiser,
Und daß gesund sie heimwärts lehren,
Um's Haupt der Sieger Vorbeerreifer.

Die Gläser klingen hell zusammen
Wie Weihnachtsglocken von den Türmen
Der fernern Heimat, und die Freude
Tritt ein nach Krieger's Not und Stürmen.

Und nebenan da sind die Kerzen
Vom braven Landwehrmann entzündet.
Er lauscht, wie in der Kindheit Tagen,
Was ihm die Weihnachtsmär verkündet.

Die Mär vom Frieden auf der Erden,
Die alte ist's, die ewig neue.
Sie muß, sie muß bald Wahrheit werden
Bei so viel deutscher Kraft und Treue!

Da naht ein Schritt dem Schützengraben:
Der Posten lügt, schon wird es helle:
Es tritt ein Kamerad, ein braver,
Froh über die verschneite Schwelle.

Er bringt vom Christkind Heimatgrüße
Und Speis' und Trank, sich dran zu laben.
So feiern uns're tapf'ren Helden
Ihr Weihnachtsfest im Schützengraben.

Die Heimat tat mir nichts, aber für einen Fluchbeladenen hat sie keine gastliche Stätte mehr. Mich trieb der Fluch des harten Vaters, dessen Willen ich mich nicht beugte, als er mir einen verhassten Beruf aufzwingen wollte, heimatlos in die Fremde. Jahre hindurch irrte ich umher, aber immer wieder trieb es mich, den Sohn Schleswig-Holsteins, an das Meer, ohne das ich meinte, nicht leben zu können. Das Land der Türken gab mir durch die Vermittlung eines deutschen Offiziers Heimatrechte, für die ich mich jetzt dankbar bezeige. Ich habe lange keine deutsche Heimat mehr, aber ein Deutscher bin ich geblieben. Wie sehr, das wußte ich selbst nicht bis heute abend.“

Bei den Worten des Ober-Matrosen fiel es wie Schuppen von den Augen Jan Holtenbeds. Er fühlte, wußte es, daß da neben ihm seines Vaters seit vielen Jahren verschollener jüngerer Bruder Klaus saß. Sein Vater war tot, aber der alte Holtenbed lebte noch immer und glaubte, nicht sterben zu können, ehe er den verstorbenen Sohn nicht noch einmal gesehen habe. Längst hatte er ihm vergeben, aber alle Nachforschungen nach dem Sohne waren umsonst gewesen. Leise legte Jan Holtenbed seine Hand auf die des zusammengefunken daisenden Ober-Matrosen und sagte: „Sie sind Klaus Holtenbed, nicht wahr?“

Mit einem jähen Ruck sprang der Mann empor und leuchtend kam es von seinen Lippen: „Wer sind Sie, daß Sie meinen Namen kennen, den lange schon kein Mensch mehr sprach?“

Man nennt mich Hassan!“

Auch Jan Holtenbed war aufgesprungen und dem furchtbar erregten Mann die Hände auf die Schultern legend, sagte er: „Wer ich bin? Deines toten Bruders Jan Holtenbeds Sohn, Onkel Klaus. Dein Vater, mein Großvater, lebt noch und will nicht sterben, bevor er dich nicht gesegnet hat. Seinen Fluch hat er längst bereut und betet seit vielen Jahren um deine Heimkehr. Darf ich ihm schreiben, daß er dich erwarten kann, wenn der Krieg beendet ist und Gott dich behütet?“

Keines Wortes mächtig, war der Ober-Matrose auf die Bank gesunken und barg das Antlitz in die Hände. Jan ließ ihn, aber leise entzündete er noch einmal die Lichter am Weihnachtsbaum. Da hob Klaus Holtenbed die Augen und sah stumm in den Lichterglanz, bis er erlosch. Dann gab er Jan die Hand und sagte: „Für jetzt muß ich allein sein. Wenn du aber in die alte, unvergessene Heimat schreiben willst, so tue es und sage, daß mich der Weihnachtszauber unendlich glücklich gemacht habe!“

Spruch.

Kleine Aufmerksamkeit und Zuborkommenheiten sind meistens ein härteres Band gegenseitiger Zuneigung als übertriebene Geschenke.

Sprüche.

O, weh' der Lüge! Sie befreit nicht
Wie jedes andre wahr gesproch'ne Wort
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie
ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie
lehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und verjagend, sich zurück
Und trifft den Schützen.

Und kämpfst du Jahr um Jahr,
Es kommt die Zeit, wo du begreifst,
Daß alles Segen war.

**Opfer der wilden Tiere und Schlangen
in Indien.** Der Bericht der Britisch-Indi-
schen Regierung über die Verluste an
Menschenleben und Vieh durch wilde Tiere
und Schlangen, der in den „Times of
India“ vom 25. September abgedruckt ist,

bringt über dieses
tragische Kapitel des
indischen Volkes sehr
bemerkenswerte Zah-
len. Danach sind im
letzten Jahre 1745
Personen durch wilde
Tiere getötet worden.
Dieses bedeutet gegen
das Vorjahr eine Zu-
nahme von 9 Prozent.
Die meisten Fälle
kommen auf das
Schuldkonto des Ti-
gers, nämlich 646.
Fast unglaublich
klingt es, daß im
Ranchidistrikt ein ein-
ziger Tiger nicht we-
niger als 289 Men-
schen getötet hat. An
Schlangenbiß sind
22 894 Personen ge-
storben. Die meisten
Todesfälle sind durch
den Biß der Herich-
natter verursacht, für
deren vollständige
Ausrottung von der
Regierung besondere
Maßnahmen getrof-
fen sind.

Durch wilde Tiere
sind 94 94 746 Stück
Vieh getötet worden,
durch Schlangenbiß
10 934. Die Zahl der
getöteten wilden Tie-
re beträgt 25 903, darunter 1481 Tiger,
6557 Leoparden, 3096 Wären und 3066
Wölfe. An Prämien wurden dafür 191 181
Rupies gezahlt. Daß in einem Lande,
das sich seit zwei Jahrhunderten den der
Segnungen englischer Oberhoheit und Zivil-
isation erfreut, ein Anwachsen dieser, eine
so traurige Sprache redender Zahlen mög-
lich ist, wird durch den Schluß des Berichtes
beleuchtet. In ganz Indien, mit seinen
mehr als 200 Millionen Einwohnern, gibt
es nur 176 779 Gewehre in den Händen des
Volkes. Im letzten Jahr hat sich diese
Zahl, wie mit Befriedigung festgestellt
wird, sogar um 5700 verringert. Dem
indischen Volke wird die Waffe, um Leben
und Habe zu schützen, verweigert. Wehrlos
sind sie den wilden Bestien der Dschungel
ausgeliefert.

Zimmerblattpflanzen gehen im Winter
in unseren Wohnräumen oft stark zurück.
Ein sehr leidiger Uebelstand ist das Abwerfen
der Blätter, die dann zuvor auch die ge-
sunde, straffe Haltung verlieren und mehr
oder weniger schlaff am Stamm herab-

hängen. Diese Vorgänge beobachtet man
besonders bei der Arale und beim Gummi-
baum, der früher zu unseren beliebtesten
Zimmerblattpflanzen gehörte. Die Ur-
sachen sind Lichtmangel und noch häufiger
zu warmer Standort. Es gibt nur wenige
Blattpflanzen, die sich im ständig geheizten
Wohnzimmer während des Winters tadel-
los erhalten. Die Wärme ist hier zu hoch,
die Luft zu trocken. Am besten halten sich
Zimmerblattpflanzen in einer Nebstube,
die nur bei strengster Kälte zu heizen ist,
sonst aber durch die geheizten anstoßenden
Nachbarzimmer genügend gewärmt wird.
Hier pflegt gewöhnlich eine Wärme von
6 bis 10 Grad Celsius zu herrschen, auch
eine höhere Luftfeuchtigkeit als in der Wohn-
stube. Diese Verhältnisse sind für fast alle
Zimmerblattpflanzen, auch für die meisten
Zimmerpalmen die besten. Bei nicht zu
hoher Wärme sind auch die Ansprüche der
einzelnen Pflanzenarten an die Belichtung

Wassungen, die mit weichem Schwamm
und warmem Wasser ausgeführt werden.

Das fehlte noch! Mann (zur Frau):
„Ich habe rasende Zahnschmerzen! Ich
möchte mit dem Kopfe durch die Wand
rennen!“ — „Untersieh' dich, wo wir
schon so viel Scherereien mit dem Hauswirt
haben!“

Beruhigung. Großnäsiger (zum Hei-
ratsvermittler): „Lassen Sie mich in Ruhe
mit Ihren Partien; nachher ist der Dame
wieder meine Nase zu groß!“ — „Das
brauchen Sie diesmal nicht zu befürchten;
die Dame stammt aus einem Hause, wo
eine große Nase sogar sympathisch auf-
genommen wird.“ — „Na, na!“ — „Ja-
wohl, der Papa ist — Schnupfstabafabri-
kant!“

Letztes Mittel. Dorfshulze (zum Wo-
theiser): „Könnst' ich nich a Mittel gegen
Schlaf kriegen?“ — „Sie meinen wohl
gegen Schlaflosigkeit?“ — „Ree, unser
Nachtwächter soll's
abends einnehmen;
das geht nicht länger
so!“

Fortschritt Freund
(eines neuetablierten
Restaurateurs):

„Aber weißt du, den
besseren Kreisen
scheint deine Kund-
schaft nicht anzuge-
hören!“ — „Ach, jetzt
geht's schon; aber in
der ersten Zeit wollte
ich beim Eintreten
eines Gastes immer
in die Tasche greifen,
um ihm eine Kleinig-
keit zu schenken.“

Verständniß. Rei-
che Erbin: „Es tut
mir leid, Herr Graf,
aber ich kann Ihren
Heiratsantrag nicht
annehmen, ich werde
mich nie verheiraten.“
— Graf (stark ver-
schuldet): „Was, mein
Fräulein, Sie wollen
sich nie verheiraten,
aber was wollen Sie
denn mit Ihrem un-
geheuren Vermögen
anfangen?“

Erklärt. Bauern-
junge: „Vater, was
ist das: Brutto und Netto?“ — Bauer (der
gerade die Milch „stadtfertig“ macht):
„Da, schau her: jetzt ist die Milch netto
(nachdem er einen Kübel Wasser hinein-
gegossen): und jetzt ist sie brutto.“

Rätsel.

Eine Schar von Ringelschlangen
zieht des Jünglings Blide an;
Wie durch Zauberei gefangen
Fühlt sich auch der stärkste Mann.
Die Besitzerin der Schlangen,
Dieser glatten Rattenfänger,
Spielt mit ihnen ohne Bangen
Und vermehrt nur die Gefahr.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Che.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten
Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
F. Kellen, Dresden (Ruhr). Gedruckt und heraus-
gegeben von Grebe & Koenen in Essen (Ruhr).



Die Stadt Prizren an der albanischen Grenze, die die letzte Zuflucht der serbischen
Regierung bildete.

Die von einer alten türkischen Blatelle gekrönte Stadt liegt am Nordfuß des
Schardagh und ist ein wichtiger Strassenknotenpunkt.

weit geringer. Palmen und viele andere
Blattpflanzen können dann ziemlich weit
vom Fenster abstehen, manche Philoden-
dron und die Aspidistra sogar im Innern
der Stube, ohne an Schönheit einzubüßen.
Die letztgenannte Pflanze, die man in
einigen Gegenden ihrer Unverwundlichkeit
halber auch „Leutnantspalme“ nennt, ist
überhaupt die härteste aller Zimmerblatt-
pflanzen. Bei der Winterpflege der Zim-
merblattpflanzen ist darauf zu achten, daß
die Erde in den Töpfen niemals voll-
ständig austrocknet, weil die großen Blatt-
flächen ständig Wasser verdunsten, das
ihnen durch die Wurzeln neu zugeführt
werden muß. Diese Pflanzen sollen wäh-
rend des Winters möglichst kein Blatt
verlieren, aber auch in vollkommener Ruhe
verharren, d. h. vor Februar-März keine
neuen Blätter treiben. Treiben sie dagegen
im Winter, so deutet dies auf zu warmen
Standort hin, und ist dann rascheste Ab-
hilfe geboten. Zum Begießen verwendet
man stets nur etwas angewärmtes Wasser.
Die weitere Pflege besteht in gelegentlichen